

Welche Sprache braucht die Philosophie?

Fragen an Christoph Kann und Werner Stegmaier

Woran kann man an einem Text erkennen, dass es sich um Philosophie handelt?

Christoph Kann: Es gibt unterschiedliche Merkmale und Indizien, die uns einen Text als philosophisch erkennen lassen. Der allgemeine thematische Rahmen kann ebenso Aufschluss geben wie der konkrete Bezug auf eine als philosophisch geläufige Einzelfrage oder Debatte. Das Urteil, ob es sich um Philosophie handelt, wird dadurch mitbestimmt, wer die Urteilenden sind – das Urteil von Fachleuten kann anders ausfallen als das von Laien. Einen Text als philosophisch zu erkennen, bedeutet nicht zwangsläufig, ihn auch als philosophisch anzuerkennen. Die Frage, ob ein Text als Philosophie gilt, hängt nicht zuletzt von seiner sprachlichen Form ab – von den in ihm auftretenden Termini und ihrer Verwendungsweise. Eine Häufung einschlägiger Fachbegriffe lässt eher an Philosophie denken als ein Text, der auf *termini technici* verzichtet. Manche Texte lassen uns die zuweilen multiple Zuordnung, z. B. zu Philosophie und Psychologie, kompliziert erscheinen oder fordern zu einem ‚sowohl ... als auch‘ heraus. Ziehen wir die zahlreichen Ausdrücke in Betracht, die sowohl innerhalb als auch außerhalb der Sprache der Philosophie bedeutsam sind, z. B. „Vernunft“, „Wille“ oder „Realität“, können uns die sprachlichen Einbettungen oder Kontexte Anhaltspunkte liefern. Diese Kontexte müssen nicht besonders umfangreich sein. Für die drei genannten Beispiele ist bereits der kompakte Verwendungskontext prominenter Werktitel – „Kritik der reinen Vernunft“, „Die Welt als Wille und Vorstellung“, „Prozess und Realität“ – ein hinreichendes Indiz, dass wir uns auf dem Terrain der Philosophie befinden.

Werner Stegmaier: Es dürfte kaum haltbare generelle Kriterien dafür geben, dass ein Text

ein philosophischer ist. Dafür sind philosophische Texte in ihren Formen zu unterschiedlich. Dennoch sind sie als philosophische meist rasch erkennbar. Sie haben, um mit Wittgenstein zu sprechen, ein „Gesicht“, und so kann man sich auch hier an Familienähnlichkeiten halten, Anhaltspunkte, die an vielen Stellen zueinander passen oder zu wieder anderen weiterführen, aber nicht von Anfang bis Ende gemeinsamen Kriterien unterliegen. Oft werden Texte, wenn nicht schon der Name einer Medienrubrik, einer wissenschaftlichen Zeitschrift, eines Themenbandes oder einer Buchreihe dafür sprechen, von den Autor*innen selbst als philosophische deklariert. Leser*innen werden in philosophischen Texten „große“ Fragen erwarten, die mit weit ausgreifenden Verallgemeinerungen über Alltägliches hinausgehen, darum aufhorchen lassen und weder mit alltäglichen noch wissenschaftlichen Mitteln zu beantworten sind; in diesem Sinn können auch wissenschaftliche Texte, z. B. soziologische und psychologische, von sich aus philosophisch werden. Denn philosophische Texte gehen gerne in die „Reflexion“: Es wird nicht mehr nur davon geredet, dass etwas z. B. wahr, gut oder schön ist, sondern, wie etwa beim letzten deutschen Kongress für Philosophie, vom „Wahren, Guten und Schönen“; das groß Angefasste wird in der Regel dann auf mehr oder weniger kompetente und originelle Weise durch Definitionen begrenzt und durch Argumente abgesichert. Thematisierungen von Signalbegriffen wie Welt, Denken, Sprache, Sinn, Natur, Mensch, Gott, Wert, Norm, Glück usw. tun das Übrige. Im Höhenflug der Verallgemeinerungen kommt leicht ein hohes Pathos auf. Doch mitunter können auch nicht sofort als philosophisch erkennbare Texte philosophisch besonders aufschlussreich sein, z. B. die Erzählungen Franz Kafkas.

INTERVIEW

Kann man von einer Sprache und von einer Form der Philosophie sprechen, oder gibt es viele verschiedene solche Sprachen und Formen, die sich zum Teil überlagern?

Werner Stegmaier: Die Sprachen und Formen der Philosophie sind schon im Westen – über die östliche Philosophie kann ich nicht kompetent reden – erstaunlich vielfältig und reichhaltig und hängen doch durch dichte Filiationen eng miteinander zusammen. „Große“ Philosophen – in der Geschichte der westlichen Philosophie waren das bisher meist Männer – haben oft neue literarische Formen ge- oder erfunden, um das Neue ihrer Philosophien vorbringen zu können: Parmenides etwa das Lehrgedicht, die Göttererzählung, um mit Autorität von der Wahrheit als Einheit von Denken und Sein sprechen zu können, Platon den Dialog, um das scheinbare Wissen der Wahrheit im Gespräch mit anderen auf die Probe zu stellen, Aristoteles die Lehrschrift, um den jeweiligen Forschungsstand zu sichten und daraus die eigenen neuen philosophischen Entscheidungen zu entwickeln, wie wir das heute noch zu tun pflegen, Augustinus das Bekenntnis vor Gott, um aus dessen Sicht das eigene Innere aufzuschließen, das die Philosophie, auch nachdem sie sich vom Christentum gelöst hat, bis heute weiter beschäftigt.

Man kann runde fünfzig solcher einschneidend neuer Formen philosophischer Schriften in der Geschichte der westlichen Philosophie nennen – besonders prominente Figuren sind in der Moderne Montaigne und Bacon mit ihren neuen Formen des Essays, Pascal mit der Form des Gedanken-Fragments einerseits, Spinoza mit der systematischen Abhandlung *more geometrico* andererseits, D’Alembert & Diderot und Hegel mit sehr unterschiedlichen Formen der Enzyklopädie, Emerson mit dem persönlichen Vortrag, Marx und Engels mit dem Manifest, Kierkegaard und Nietzsche mit den Pseudonymisierungen und Maskierungen ihrer Autorschaft, Frege und der frühe Wittgenstein mit der Begriffsschrift, der späte Wittgenstein mit dem Album von Bemerkungen. Alle diese Formen verändern auch die Sprache der Philosophie. Interessant wird sein, welche neue Formen des philosophi-

schen Schreibens sich im Zug der Gender-Debatte einerseits und der Digitalisierung der Kommunikationsmedien andererseits entwickeln werden.

Christoph Kann: Redet man von einer bzw. der Sprache oder einer bzw. der Form der Philosophie, dann in Abgrenzung von Sprache oder Form jenseits der Philosophie, etwa der Sprache oder der Form einer anderen Wissenschaft. Spricht man von Sprachen oder Formen der Philosophie, dann hat man Binnendifferenzierungen im Blick. Beides ist sinnvoll und kann nebeneinander bestehen. In Anlehnung an Wittgenstein lässt sich von dem Sprachspiel oder den Sprachspielen der Philosophie reden. Wie bei Wittgenstein das Ganze der Sprache einerseits und kleine oder kleinste Segmente von Sprache andererseits als Sprachspiele gelten, so lassen sich auch die Vokabulare von Teildisziplinen wie Erkenntnistheorie, Metaphysik, Ethik usw. oder spezifische Jargons einzelner Denker wie Kant oder Hegel als unterschiedliche Sprachspiele bezeichnen. Dass diese sich überlagern, ergibt sich schon daraus, dass eine philosophische Konzeption sich stets nur teilweise eines prägnanten, konturgebenden Spezialvokabulars bedient, daneben aber auf allgemein gebräuchliche Termini des Faches sowie auf normalsprachliche Ausdrücke zurückgreift. Verschiedene Sprachen der Philosophie können mit verschiedenen literarischen oder medialen Formen der Philosophie, wie Werner Stegmaier sie facettenreich unterscheidet, korrelieren. In Monographien, Fachzeitschriften, Wörterbüchern, Essaysammlungen, Tagungsberichten, Interviews usw. dominieren teils unterschiedliche Sprachformen. Es gibt also durchaus verschiedene Sprachen und Formen von Philosophie, die sich teilweise überlagern, zugleich aber immer ein Ausdrucksrepertoire, das sich als gemeinsamer Nenner zumindest eines repräsentativen Bestandes philosophischer Artikulation erweist.

Hat die Darstellungsform – Aufsatz, Gedicht, Dialog – einen Einfluss auf den philosophischen Inhalt des betreffenden Textes?

INTERVIEW

Christoph Kann: Darstellungsform und Inhalt sind weitgehend unabhängig voneinander. Z. B. lassen sich sokratisch-platonische Lehrmeinungen zu metaphysischen, erkenntnistheoretischen oder moralphilosophischen Fragestellungen unabhängig von der charakteristischen Dialogform darstellen. Boethius' *Trost der Philosophie* kombiniert Prosa- und Versabschnitte, ohne dass beiden Darstellungsformen distinkte Inhalte zuzuweisen wären. Ein und dasselbe Lehrstück mittelalterlicher Philosophie kann sowohl in einer selbständigen Schrift als auch in einem Kommentar desselben Autors zur Darstellung kommen. Berkeley präsentiert seine Erkenntnistheorie in monographischer ebenso wie in dialogischer Form. Hegels *Enzyklopädie* bietet Inhalte, die mit anderen Inhalten in anderen Darstellungsformen substantiell übereinstimmen. Für bestimmte philosophische Inhalte scheinen bestimmte Darstellungsformen prädestiniert oder zumindest besser geeignet als andere, so dass die Inhalte eher Einfluss auf die Darstellungsform haben als umgekehrt. Die Philosophie Senecas vermittelt praktische Lebenshilfe und kann dabei von der literarischen Form des Briefes profitieren; ein existenzphilosophischer Inhalt gewinnt in der Form des Tagebuches oder des Essays besondere Authentizität. Die von Werner Stegmaier ausgiebig erörterte Frage nach der Korrelation von Darstellungsformen und Inhalten kann sich mit Erwägungen verbinden, welchem Publikum in welchem Kontext ein bestimmter Inhalt nahegebracht werden soll. Zudem entscheiden die jeweils genutzten Medien mit darüber, wie sich Philosophie artikuliert – ganz abgesehen von dem richtungsweisenden Unterschied zwischen Printmedien und digitalen Medien. Ob Monographien oder Aufsätze in Fachzeitschriften und Themenbänden o. ä. favorisiert werden, verdankt sich neben inhaltlichen Dimensionen den unterschiedlichsten, teils pragmatischen, Einflüssen bis hin zu Modetrends, ohne aber zu substantiellen Metamorphosen der Inhalte zu führen.

Werner Stegmaier: Aus meiner Sicht bringt die Darstellungsform den Inhalt erst angemessen zum Ausdruck. Wie nachträgliche Änderungen der Darstellungsform den Inhalt be-

einflussen können, zeigt das Beispiel Descartes'. Seine erste Gewissheit des „ego cogito, ego existo“, zu der er in den *Meditationen* vordringt, deren Form er aus den Exerzitien des Jesuitenordens übernimmt, wird in den *Prinzipien*, die er als Lehrschrift für Elisabeth von der Pfalz verfasst, zum „ego cogito, ergo sum“, zu einer zweiten, schlussgefolgerten Gewissheit. Die erste ist dann, es sei „ein Widerspruch zu glauben, dass das, was denkt, zu dem Zeitpunkt, zu dem es denkt, nicht existiert“. Da muss man dann schon vieles glauben, dessen Gewissheit keineswegs gesichert ist. Die lehrhaften synthetischen Prinzipien entziehen den wissenskritischen analytischen *Meditationen* die Grundlage. Der Philosoph und Dichter Nietzsche zeigte in seiner Lehrdichtung *Also sprach Zarathustra*, wie sein Protagonist schrittweise am Lehren von Lehren wie dem Übermenschen und der ewigen Wiederkunft scheitert, so dass er nur noch „singen“, nicht mehr begrifflich sprechen will, was Nietzsche dann in seinen *Dionysos-Dithyramben* tat. Hier könnte das Tiefste seiner Philosophie liegen; es ist noch nicht erschlossen. Der späte Heidegger hat in seinen *Beiträgen zum Ereignis der Philosophie*, die er als Nachlass veröffentlicht sehen wollte, sichtlich bewusst eine Form für das gesucht, was nach ihm die herkömmliche Sprache der Philosophie verdeckt hat, den sich ihr entziehenden „Sinn von Sein“, und wählte die Form, in den Nietzsches später Nachlass nach seinem Tod unter dem Titel *Der Wille zur Macht* gebracht worden war, die Form eines Systems aus Fragmenten, die sich *nicht* zu einem System fügen.

Als ideale Form des Philosophierens wird oft das Gespräch genannt. Die entsprechende schriftliche Form – der Dialog – ist denn auch in der abendländischen Philosophiegeschichte mit Bravour gestartet, hat dann aber – von gelegentlichen Ausnahmen abgesehen – bis heute ein eher marginales Dasein geführt. Woran liegt das?

Werner Stegmaier: Es bedarf einiger Selbstdistanz, Dialoge zu inszenieren, in denen man nicht seine eigenen Meinungen vertritt: Platon entschuldigt einmal eigens sein Fernbleiben

INTERVIEW

aus seinen Dialogen. So konnte er konsequent vermeiden, sich zu einer eigenen Lehre zu bekennen; auch die berühmte Ideenlehre lässt er in unterschiedlichen Dialogen unterschiedlich vortragen, im Dialog *Parmenides* sogar ausdrücklich widerlegen. Zugleich spielt er mit Paradoxien: Wenn Sokrates, sein Gesprächsführer in vielen seiner Dialoge, sagte, er wisse, dass er nichts wisse, so schrieb Platon (in zwei unterschiedlichen Formen, dem Dialog *Phaidros* und in seinem sog. VII. Brief), dass er nicht schreiben will – eben um nicht hinterher auf missverständene Lehren festgelegt zu werden. Als sich die von Aristoteles auf den Weg gebrachte Form der lehrhaften Abhandlung breit durchsetzte, nahm man die philosophischen Hintergründe von Platons Dialog-Form nur noch begrenzt ernst, entnahm den Dialogen stattdessen, wo immer möglich, dogmatisches Lehrmaterial. In späteren philosophischen Dialogen haben die Autoren meist lediglich ihre Argumente und die zu erwartenden Gegenargumente auf gegensätzlich typisierte Gesprächspartner verteilt, um daraus, vielleicht von einem scheinbar unparteiischen Dritten, ihre eigenen philosophischen Lehren schlussfolgern zu lassen. Die vertrackte Souveränität des platonischen Dialogs wurde nicht mehr erreicht. Und natürlich wollen Leser*innen nicht nur Debatten hören, sondern Ergebnisse sehen. Da empfindet sich dann die Abhandlung.

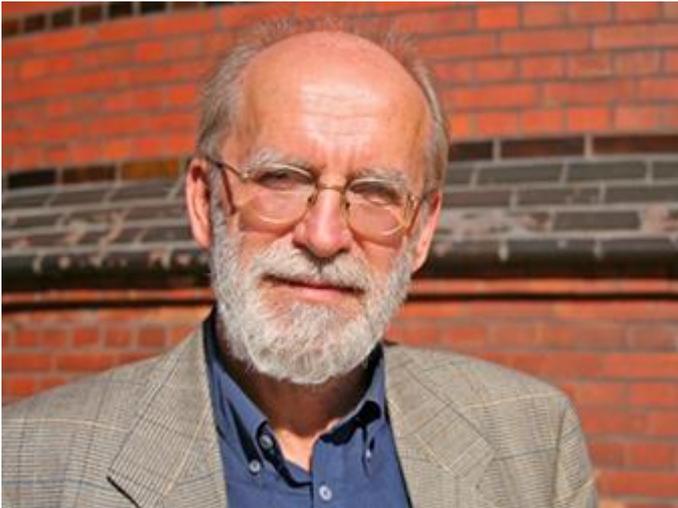
Christoph Kann: Das Gespräch ist eine ausgezeichnete, vielleicht unverzichtbare Form des Philosophierens. Das heißt aber nicht, dass Philosophie uns tatsächlich in der Form des Gesprächs oder Dialogs begegnen muss. Monographische Texte können eine vorgängig oder unterschwellig dialogische Struktur zu erkennen geben – je nachdem inwieweit Verfasser/innen bereit sind, andere Positionen affirmativ oder kritisch zu Wort kommen zu lassen. Mitunter wird eine eigene Position nicht affirmativ vertreten, sondern auf eine neutralisierende Dialogrolle projiziert. Eine latente dialogische Struktur ist mittelalterlichen Texten eigen, die einem sic et non-Muster folgen oder, in der Form der *quaestio disputata*, durch hypothetische Gegenüberstellung affirmativer und negativer Antworten in

latent dialogischer Form die eigentliche Beantwortung vorbereiten. Als versteckte Variante dialogischen Philosophierens kann selbst die aktuelle Tendenz von Zeitschriftenaufsätzen gelten, anstatt einer ausgreifenden Grundlagenstudie eine Replik auf eine Einzelposition, ggf. einen vorgängigen Aufsatz, zu liefern. Dass sich in der Philosophiegeschichte eher monographische Formen etablierten, die aber als unterschwellige Dialoge gelten können, mag daran liegen, dass eine Gesprächssituation den großformatigeren Entwicklungen und Systematisierungen einer Position formale Grenzen setzt. Eine Marginalisierung des Dialogs bestätigt sich unter Voraussetzung der klassischen Gesprächsform mit namentlich bezeichneten Diskutanten, nicht aber unter Berücksichtigung des impliziten Dialogs, in dem wir uns mit der vorgängigen Philosophie durchgehend und unverzichtbar befinden.

Als Handwerkszeug der Philosophie gilt der Begriff. An was erkennt man einen Begriff, was unterscheidet ihn vom einem bloßen Wort, einem bloßen Ausdruck?

Werner Stegmaier: Von Begriffen in wissenschaftlichen und philosophischen Texten erwartet man meist Eindeutigkeit: Vage Ausdrücke, bloße Worte sollen in Begriffen klar und fest bestimmt werden, um in den Wissenschaften, aber etwa auch in der Rechtsprechung, einheitlich gebraucht werden zu können. Aber wie jede Begriffsgeschichte und insbesondere das sie magistral zusammenschließende *Historische Wörterbuch der Philosophie*, eine der vielleicht bedeutsamsten philosophischen Leistungen des 20. Jahrhunderts, zeigen, handelt es sich da um ein Sollen: Die Begriffe, einschließlich des Begriffs des Begriffs selbst, wandeln sich historisch und werden höchstens für eine gewisse Zeit eindeutig. Sucht man philosophische Begriffe ohne Gesetzeskraft wie im Recht eindeutig festzulegen, muss man sehen, ob und wie sich solche Festlegungen in engeren und weiteren Kreisen durchsetzen und wie lange sie sich halten. Das ist das alltägliche Geschäft von Philosoph*innen, insbesondere denen, die es auf die logische Analyse der Sprache der

INTERVIEW



Werner Stegmaier

Philosophie abgesehen haben. Es geht bezeichnenderweise nie aus.

Eine schwierige Frage ist, inwieweit ein Begriff ein „Handwerkszeug“ ist: sicherlich ja, sofern Philosoph*innen eben ständig mit Begriffen arbeiten, eher nein, sofern sie ihre Begriffe nicht einfach aus der Hand legen können. Wie frei ist man gegenüber den Begriffen, die man gebraucht, sei es, dass man sie im Sinn von Kants Transzendentaler Methodenlehre als „gegeben“ hinnimmt oder sie, wie in der Mathematik, selbst „konstruiert“, zusammen mit den Regeln ihres Gebrauchs? Und wie lässt man sich Begriffe „geben“? Bestehen sie zuvor „a priori“ oder „an sich“, so dass man ihre „eigentliche“ Bedeutung freilegen könnte und müsste, oder verdanken sie sich eingespielten „Sprachspielen“, die man mehr oder weniger mitspielt? Warum fallen jemandem bei etwas diese, einem andern jene Begriffe ein? Wie stark ist man an „seine“ Begriffe gebunden, hängt in seinem Denken von ihnen ab? Vielleicht muss man heute hier ansetzen. Wir brauchen in der Unübersichtlichkeit der überkomplexen Welt sicherlich gemeinsame Begriffe für gemeinsame Orientierungen, die Kooperationen ermöglichen, und freuen uns darum über jedes brauchbare Angebot. Aber das müssen nicht fest definierte Begriffe für alle und für alle Zeit sein. Vorläufige Orientierungen, die man nicht ohne weiteres „in der Hand“ hat, reichen meist aus.

Christoph Kann: Die klassische aristotelisch-scholastische Tradition versteht unter einem Begriff das mentale Korrelat, das einem laut- oder schriftsprachlichen Wort zugrunde liegt. Dass einem Begriff mehrere Wörter oder einem Wort mehrere Begriffe korrespondieren können, macht eine Elastizität unserer Sprache aus, die man je nach Zielsetzung als Vor- oder Nachteil empfinden wird. Die besonders in Philosophie und Wissenschaft übliche Forderung nach Definitionen, der in der Philosophiegeschichte eine kontinuierliche Artikulation von Definitionskritik gegenübersteht, kann sich auf Begriffe ebenso wie auf Wörter richten. Sowohl Begriffe als auch Wörter unterliegen Fluktuationen und stehen uns oft nur als Handwerkszeuge auf Zeit zur Verfügung. Zu den Besonderheiten der Philosophie und auch der Philologie gehört, dass Begriffe und Wörter nicht nur Handwerkszeuge bzw. Arbeitswerkzeuge, sondern auch das zu Bearbeitende sind, also zugleich Mittel und Gegenstand des fachlichen Tuns. Dass Wörterbücher sich näher betrachtet als Begriffsbücher erweisen, gehört zu den verbreiteten Unschärfen oder sogar Aporien, die mit der Gegenüberstellung von Begriff und Wort verbunden sind. Will man diesen Problemen entgehen und sich mit dem Vokabular einer Fachsprache befassen, kann man sich auf die Ausdrücke oder Wörter als diejenigen Verständigungsmittel konzentrieren, die, anders als Begriffe, die Peripherie unseres Sprachgebrauchs ausmachen.

Der Begriff, so sagte Hans-Georg Gadamer, sei das Schwierigste der Philosophie. Was macht ihn so schwierig?

Christoph Kann: Wer Schwierigkeiten mit einem komplexen philosophischen Gedankengang, einer philosophischen Theorie hat, mag annehmen, dass es die Unzugänglichkeit der Theorie als Theorie einschließlich ihrer sprachlichen Form ist, die sich dem Verstehen verschließt. Eine im Kern aristotelische Methodologie lässt richtig verstandene Sprachanalyse von dem komplexen Theoriegebilde zu seinen nächst kleineren Bestandteilen, den Aussagen, und von diesen wiederum zu ihren

INTERVIEW

nächst kleineren Bestandteilen, den bedeutungstragenden Wörtern, übergehen. Demnach wird die Analyse einer philosophischen Konzeption auf ihre untersten bedeutungstragenden Einheiten, die Wörter oder Begriffe, rekurrieren. Auf dieser Ebene ist man allerdings mit einem heterogenen Gemisch aus Allerweltswörtern, esoterischen Fachtermini und einem Überschneidungsbereich aus beidem konfrontiert. Die Tücke des Überschneidungsbereichs besteht darin, dass sich in ihm hybride Begriffe oder Ausdrucksmittel finden, die uns häufig im Unklaren lassen, ob wir es mit einem Alltagsausdruck oder einem Fachterminus zu tun haben. Entsprechende Rätsel geben Begriffe bzw. Termini wie „Anschauung“, „Bewusstsein“, „Intention“, „Macht“, „Natur“, „Vernunft“ oder „Wille“ immer wieder auf. Auf eine weitergehende Schwierigkeit lenkt Gadamer den Blick, wenn er von vorreflexiven Dimensionen unseres Weltbezugs spricht, die in den ‚Sinnhorizont‘ oder das ‚Leben der Sprache‘ eingehen. Ein Begriff ist dann nicht als isolierte, definitive Einheit zu fassen, sondern transportiert eine Fülle von Antizipationen, Vormeinungen und Konnotationen bis hin zu Weltbildern. Das macht den Begriff, synchron und diachron betrachtet, zu einer komplexen semantischen Einheit, die Gadamer nicht unbegründet vom Schwierigsten der Philosophie reden lässt.

Werner Stegmaier: Gadamer verfolgt in *Wahrheit und Methode* mit großer Intensität im Anschluss an Aristoteles die Schwierigkeiten der Begriffsbildung in der „Flucht“ der Erfahrungen. Aristoteles beschreibt die Suche nach dem Halt Gebenden darin metaphorisch als ein „Zum-Stehen-Kommen“ in einer fassbaren Ordnung, setzt dabei aber schon ein an sich bestehendes und immer bleibendes Allgemeines voraus. Das können wir heute nicht mehr. Dann sucht Gadamer Hilfe bei Hegel und dessen Beschreibung der Erfahrung des Bewusstseins, das sich selber schrittweise als Begriff begreifen lernt: Hegel verlegt die Notwendigkeit des Begreifens gerade in die Bewegung des Begriffs. Seine geniale Lösung gilt in entidealisierter Gestalt auch für die alltägliche Orientierung. Man „hält sich“ in seiner Orientierung dann an etwas, wenn man es

so „in den Griff bekommen“ hat, dass man sicher mit ihm umgehen kann, und dann kann man auch Veränderungen des Begreiften und des Begreifens zulassen. Die menschliche Orientierung ist imstande, mit der Zeit zu gehen, verliert darin selten ihren Halt und kann ihn, wenn schwere Krisen ihn erschüttern, meist durch geeignete Neuorientierungen, auch durch begriffliche, wiedergewinnen. Begriffe, die unter unterschiedlichen Wörtern firmieren können, sind in der menschlichen Orientierung etwas Halt Gebendes, freilich nicht das einzige, und sie lassen dabei Spielräume ihrer Veränderung zu, die man mehr oder weniger nutzen kann. Begriffe tragen zur Orientierungssicherheit bei.

Welche sind die Grundbegriffe, die seit den Griechen bis heute in der Philosophie Bestand haben?

Werner Stegmaier: Es müssten die Begriffe sein, die wir heute noch zur Begrenzung des schwer überschaubaren Weltgeschehens brauchen, Begriffe von Denken und Sein, Ideen zur Bestimmung von etwas, Anhaltspunkte zur Unterscheidung von (langfristig bleibenden) Wesen und (kurzfristig wechselnden) Zuständen, ferner Begriffe des Menschen als eines auf irgendeine Art vernünftigen und dennoch erdgebundenen Lebewesens und, zur Ermöglichung von Wissenschaft, Begriffe des Unterscheidens selbst durch Sprache und Logik. Sie alle haben die Griechen vorbereitet, und wir gebrauchen sie immer noch, wenn auch in verzeitlichten Formen. Aus der immer gleichen Substanz etwa wurde, was ich Fluktuanz genannt habe: Das meiste, was wir heute kennen, kann mit der Zeit all seine Merkmale austauschen. Auch die zweite grundlegende Unterscheidung der Metaphysik des Aristoteles ist inzwischen entmetaphysiziert worden: Die Form muss nicht Inhalte wie ein Gefäß umschließen und sich selbst im Wechsel der Inhalte unverändert erhalten, wie Aristoteles annahm, sondern kann einfach zwei Seiten abgrenzen in Gestalt von Unterscheidungen, die man wechselnd vornehmen kann. Inzwischen ist auch die Bindung der lange fundamentalen metaphysischen Unterscheidungen an das Subjekt-

INTERVIEW



Christoph Kann

Prädikat-Schema der indoeuropäischen Sprachen deutlich geworden, zu dem sich im östlichen Denken interessante Alternativen aufgetan haben. Wir wissen heute, dass man die Dinge auch ganz anders begreifen könnte als die alten Griechen.

Christoph Kann: Als besonders beständig erweisen sich Begriffe, die, manchmal epochenübergreifend, von Theorie zu Theorie übernommen und weitervererbt werden, ohne dass die Theorien dabei gleichbleiben müssten. Griechische Vorläuferbegriffe des lateinischen „substantia“ wie „ousia“ und „hypokeimenon“ haben Bestand, insofern sie die nach wie vor virulente Geschichte des heutigen Wesensbegriffs ausmachen. „Epistêmê“ ist ein griechischer Grundbegriff, der nicht nur als Vorläuferbegriff des lateinischen „scientia“, des englischen „knowledge“, des deutschen „Wissen(schaft)“ usw. Bestand hat, sondern auch an der Oberfläche des Vokabulars, in den Kennzeichnungen „Epistemologie“, „epistemische Logik“ usw., bleibend gebräuchlich ist. Auf vergleichbar beständige Grundbegriffe stoßen wir im Bereich der Ethik bereits dann, wenn wir bei ihrer Kennzeichnung selbst ansetzen, die sich von dem griechischen Wort „êthos“ (Brauch, Sitte, Charakter) und von dem bedeutungsverwandten „ethos“ herleitet. Offenbar haben sich zentrale Grundbegriffe seit der griechischen Antike als besonders „veraltenstresistent“ erwiesen. Dies muss nicht als Beleg der u. a. von Heidegger gesehenen spezifischen Eig-

nung des Altgriechischen für Erfordernisse philosophischer Begriffsbildung gesehen werden, sondern ist ein Indiz dafür, dass mit einem konstanten Frage- und Theoriespektrum ein beharrlicher Kernbestand philosophischer Grundbegriffe einhergeht.

Was für Eigenschaften braucht es, um zu dieser Kategorie zu gehören?

Christoph Kann: Ein stabiler Kernbestand philosophischer Grundbegriffe erfordert, neben einem epochenübergreifenden systematischen Gewicht und fachlicher Breitenwirkung, mindestens drei eng verbundene Eigenschaften:

(1) Über lange Zeiträume hinweg beständige Grundbegriffe sollten in neuen Kontexten relevant bleiben, so dass sie nicht durch andere Begriffe überlagert oder verdrängt werden.

Zugleich sollte ihnen (2) eine Variabilität eigen sein, die sie fähig zur Anpassung an thematische Verschiebungen macht. Während z. B. von „Transzendentalien“ mit rein systematischem Anspruch heute kaum noch die Rede ist, erweist sich „Kategorie(n)“ als ein über unterschiedlichste Theoriebildungen aus Metaphysik, Erkenntnistheorie und Kognitionswissenschaften hinweg handhabbarer Fachterminus, der allerdings durch Beliebigkeiten seiner Verwendung tendenziell erodiert.

Insofern ist eine weitere Bedingung (3) für die Beständigkeit philosophischer Grundbegriffe, dass sie nicht durch Vagheit ihre fachsprachliche Prägnanz verlieren. Das ebenso wie „Kategorie“ bereits in der antiken Philosophie gebräuchliche Wort „Paradigma“ wurde schon bald nach seiner Etablierung als wissenschaftstheoretischer Terminus für seine Unschärfe kritisiert und erweist sich als attraktiv genug, um in diversen Bereichen, die der auf Naturwissenschaften fokussierte Kuhn gar nicht bedacht haben dürfte, gebräuchlich zu werden. Möglicherweise wird das Wort inzwischen derart durch außerphilosophische Verwendungen absorbiert, dass sein Status als wissenschaftstheoretischer *terminus technicus* irgendwann schwimmt.

INTERVIEW

Dieses Schicksal würde „Paradigma“ dann z. B. mit „Selbstverwirklichung“ teilen – ein Ausdruck, bei dem vielen Benutzern seine Herkunft in der Philosophie Hegels nicht bewusst sein mag, ist es doch heute eigentlich nur noch als alltagssoziologischer oder -psychologischer Ausdruck in Kontexten von Lebensgestaltung und Berufswahl gebräuchlich.

Werner Stegmaier: Was sich erhalten will, muss sich nach der bekannten Weisheit verändern können. Man muss hier vielleicht, ein hoch umstrittenes Thema, vom Begriff auf die Metapher zurückgehen, wie es Nietzsche mit seiner Abhandlung *Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne* und Blumenberg mit seinen *Paradigmen zu einer Metaphorologie* vorgemacht haben, und beim ursprünglich metaphorischen Gehalt scheinbar unmetaphorischer Begriffe und bei der Verschiebbarkeit als ursprünglichem Sinn von Metaphorizität ansetzen – so wie Aristoteles bei der Begriffsbildung vom „Zum-Stehen-Kommen“ in der „Flucht“ der Erfahrungen ausgeht oder bei den Kategorien auf das *kataegoreîn*, das Jemand-etwas-öffentlich-auf-den-Kopf-Zusagen, das Bezichtigen und Anklagen, und bei seiner Grundkategorie der *ousía* auf das Anwesen im Sinn eines Hofguts zurückgreift, das man in seinem Besitz hat und von dem man lebt. Nach Kant werden, wie er einleitend in seinem Aufsatz „Was heißt: sich im Denken orientieren?“ schreibt, hoch abstrakte Begriffe erst durch solche „bildlichen Vorstellungen“ „zum Erfahrungsgebrauche“ tauglich – sie schaffen ihnen nach heutigen Begriffen Plausibilität. Alle Begründungen gehen von solchen Plausibilitäten aus und münden wieder bei ihnen. Verblasst in abstrakten Begriffen das Bildliche und lassen sie sich nicht ohne weiteres durch nicht-bildliche Begriffe ersetzen, werden sie zu jenen „absoluten Metaphern“, deren Reichtum und Ubiquität Hans Blumenberg ausführlich dargestellt hat. Zu einer solchen, inzwischen unersetzbaren, absoluten Metapher ist inzwischen, was Blumenberg nicht erwähnt, auch der Begriff des Sich-Orientierens geworden, den Kant von Moses Mendelssohn aufgenommen hatte.

Die meisten Begriffe haben sich im Laufe

der Geschichte – sei es der Begriff selber oder der Inhalt des Begriffs – gewandelt. Was braucht es, damit sich ein Begriff oder die Bedeutung eines Begriffs verändert?

Werner Stegmaier: Allgemeine Begriffe müssen für viele individuelle Situationen brauchbar sein und werden in ihnen unvermeidlich individualisiert: Sie verändern dabei ihre Bedeutungen in Spielräumen. Solche Veränderungen können dann an ihnen „hängen bleiben“, kurzfristig oder langfristig, und die kurzfristigen Verschiebungen können sich zu langfristigen akkumulieren. So ist etwa der Begriff der Liebe durch alle nahen und fernen Horizonte menschlicher Erfahrung gegangen, und hier hat eine einschneidend neue Situation, das welthistorisch so folgenreiche Auftreten des Jesus von Nazareth, auch zu einschneidenden Begriffsverschiebungen geführt. Manchmal werden Begriffe in ganz anderen Sachbereichen aufgegriffen als denen, aus denen sie kommen: Zum Beispiel wurde der Begriff der „Revolution“ vom astronomischen in den philosophischen übertragen (Kants aufgeklärte „Revolution der Denkungsart“), in der Politik nahm er wieder einen anderen Sinn an (gewaltsamer Umsturz gesellschaftlicher Verhältnisse) und in der Wissenschaftsgeschichte noch einmal (durchdringende Erneuerung der Grundbegriffe). Feststehen oder Sich-Verändern von Begriffen ist so nicht eigentlich die Alternative, es braucht lediglich ein Festhalten von Begriffen auf Zeit und in bestimmten Bereichen.

Christoph Kann: Veränderungen eines Begriffs bzw. seiner Bedeutung wie Bedeutungserweiterung, -verengung, -verschiebung, -übertragung, usw. lassen sich in variierender Dynamik innerhalb und außerhalb von Fachterminologien wie der philosophischen wiederfinden. Gründe sind der neue sachliche und sprachliche Kontext, die veränderte Systemstelle in einer philosophisch-wissenschaftlichen Konzeption. Begriffsgeschichtliche Wörterbücher geben Auskunft zu unterschwelligem Fluktuationen oder aber programmatischen Brüchen im Dienst neuer Verwendungskontexte. Die Vielfalt nicht nur der Bedeutungen, sondern auch der Mecha-

INTERVIEW

nismen des Bedeutungswandels ist exemplarisch an dem Begriff „Welt“ zu skizzieren. Bedeutungsunterschiede prägen bereits die Vorläuferbegriffe (gr.) „kosmos“ und (lat.) „mundus“, verdanken sich unterschiedlichen Kontexten oder Intentionen und manifestieren sich in Buchtiteln von „Die Welt als Wille und Vorstellung“ über „Der Streit um die Existenz der Welt“ bis hin zu „Warum es die Welt nicht gibt“. Neuartige Bedeutungen gehen damit einher, dass „Welt“ bereits auf grammatischer Ebene modifiziert wird, etwa bei der Bildungskompositorischer Pluralformen wie „Denkwelten“ und „Sprachwelten“ oder gar der Verbbildung „welten“ bei Heidegger. Dass und inwieweit ein Begriff bzw. seine Bedeutung sich verändert, bemisst sich nicht zuletzt nach der Kreativität seiner Benutzer sowie der Flexibilität und Toleranz einer *scientific community*.

Terme oder Begriffe werden oft durch Zurückführung auf ihre etymologische Herkunft zu erklären versucht. Was bringt diese Methode, und wo sind ihre Grenzen?

Christoph Kann: Etymologische Erklärungen, seien es Zurückführungen innerhalb ein und derselben Sprache oder unter Rekurs auf andere, meist ältere Sprachen, treten wechselnd mit dem Anspruch auf, wortgeschichtlichen oder bedeutungsklärenden Aufschluss zu bieten. Führt man das Wort „Substanz“ etymologisch auf (lat.) „substantia“ und weiter auf (gr.) „hypokeimenon“ zurück, wird es bildungsdurchsichtig, wovon die Klärung seiner systematischen Verwendung profitieren kann. Andererseits emanzipieren sich Wörter von ihrer sprachgeschichtlichen Herkunft in einer Weise, dass ihre Etymologie für einschlägige Sachfragen wenig Relevanz hat. Der Authentizitäts- oder Wahrheitsanspruch etymologischer Zurückführung bewährt sich für Heidegger u. a. an der Etymologie des Wahrheitsbegriffs selbst – seinem griechischen Herkunftsbegriff „alêtheia“, im Wortsinne „Unverborgenheit“. Freilich scheint die Etymologie des Wahrheitsbegriffs für einen Großteil wahrheitstheoretischer Fragen entbehrlich. Der mit Etymologien immer wieder verbundene Erkenntnisanspruch ist ange-

sichts der häufigen Falschheit oder Fragwürdigkeit solcher Zurückführungen kaum aufrecht zu erhalten. Grenzüberschreitungen seriösen Etymologisierens finden sich aber nicht nur bei dem hierfür berichtigten Heidegger, sondern u. a. auch bei Nietzsche, der sich in seiner Genealogie der Moral auf teils abenteuerliche Ausführungen zu der Wortgeschichte von „gut“ und „schlecht“ einlässt.

Werner Stegmaier: Es kann schon interessant sein, was unter den Sedimenten hervor kommt, die frühere Bedeutungen überlagern. Da eröffnen sich zuweilen Alternativen, die abgeblasste Begriffe neu in Bewegung bringen. Aber das Etymologisieren hat deutliche Grenzen. Christoph Kann hat sie in seinem Buch ausführlich dargestellt, insbesondere anhand der berichtigten Beispiele Heideggers. Ich brauche dem nichts hinzuzufügen.

Einige Philosophen haben mit eigenwilligen Termini Karriere gemacht. Was braucht es, damit ein neuer Ausdruck auf Akzeptanz in der Philosophie stößt?

Werner Stegmaier: Eigenwillige Termini können anziehen oder abstoßen, das kommt auf die Attraktivität der jeweiligen Philosophie im Übrigen an. Christoph Kann ist da etwa auf Aristoteles' sperrigen und bis heute schwierigen Begriff des *tò ti aen ênai* eingegangen. Ein ganzes Umfeld für Griechen unmittelbar plausibler Begriffe hat hier die Schwierigkeiten ausgeglichen. Ein auch in seiner Machart ungewöhnlicher und sicherlich nicht eindeutiger Begriff wie Kierkegaards „Krankheit zum Tode“, den Heidegger zum „Sein zum Tode“ umgeformt hat, trug sicher, begleitet vom Begriff „Angst“, stark dazu bei, seinerseits die Existenzphilosophie plausibel zu machen und zu verbreiten. Kierkegaard und Heidegger, beide sehr eigenwillige Denker, sprengten wie Nietzsche das steife Terminologische und ängstlich Definierende im Philosophieren überhaupt auf. Derrida gelang es dann, aus sehr fremdartigen und doch gut zusammenklingenden Begriffen wie „différance“, „dissémination“ und „déconstruction“ ein Markenzeichen eines neuen Philosophierens zu machen, das sich bewusst in an-

INTERVIEW

deres Philosophieren begriffsverschiebend „einschreibt“. Andere hantieren lieber mit immer neuen, auf „-ismen“ lautenden Etikettierungen, „Orientierungsschablonen“, wie Christoph Kann sie nennt. Mit ihrer Hilfe kann man schnell mit anderen philosophischen Entwürfen fertig werden, indem man sie auf einen einzigen Anhaltspunkt verkürzt, gegenüber dem alles Übrige abgeblendet wird (jemand macht die Situativität alles Begreifens stark, und dann ist das schon „Situationalismus“). „Akzeptanz in der Philosophie“ ist, wie man sieht, ein Problem für sich. Wer ist da „die Philosophie“? Eine bestimmte Gruppe, die in ihrem Zirkel einen bestimmten Diskurs betreibt? Philosophiehistoriker*innen, die das eine heraus-, das andere zurückstellen? „Resonanz“ in Rezensionen, besonders in Feuilletons? Oder ist es ein Zeichen für Akzeptanz in der Philosophie, wenn Texte in einer Zeitschrift wie *Information Philosophie* gewürdigt werden, die seit nunmehr 50 Jahren die Hauptströmungen in der deutschsprachigen Philosophie nachgezeichnet hat und dabei immer auch für Überraschendes offen blieb?

Christoph Kann: Mit eigenwilligen Termini Karriere zu machen und mit ihnen auf Akzeptanz zu stoßen, fällt nicht unbedingt zusammen. Duns Scotus und Nikolaus Kusanus haben mit „haecceitas“ und „docta ignorantia“ terminologische Innovationen geschaffen, denen eine gewisse Rätselhaftigkeit anhaftet – „haecceitas“ die Problematik geeigneter Übersetzung, „docta ignorantia“ die Aura des Paradoxen. Die Akzeptanz derartiger Termini manifestiert sich eher in ihrer Qualität als Markenzeichen der Urheber als in ihrer Breitenwirkung. Diese blieb auch Whiteheads terminologischen Innovationen versagt, weil sich auf selbige ein allzu komplexes metaphysisches System in einem geschichtlichen Umfeld gründen sollte, das ohnehin nicht auf große Systementwürfe wartete. Bei Heidegger inflationiert der Gebrauch eigenwilliger, teils parodistisch wirkender Termini in grenzwertigem Maß. Um Akzeptanz bis hin zur Breitenwirkung zu finden, muss ein neuer Ausdruck für ein Desiderat stehen bzw. ‚auf Lücke‘ produziert sein, heuristische Qualitäten aufweisen, den Reiz des Neuartigen mit

Zugänglichkeit und Handhabbarkeit verbinden und in einem verbreitungstauglichen Kontext vorkommen. Die Akzeptanz eines neuen Ausdrucks in der Philosophie wird sich infolge der omnipräsenten Spezialisierungstendenzen in aller Regel auf ein begrenztes Segment des Faches beschränken und könnte sich aufgrund der Schnellebigkeit des Wissenschaftsbetriebs als Akzeptanz auf Zeit erweisen. Insofern ist, komplementär zur Akzeptanzfrage, zu bedenken, was es braucht, damit ein Ausdruck gerade nicht – oder nicht mehr – auf Akzeptanz in der Philosophie stößt. Ein Königsweg zu nachhaltiger oder definitiver terminologischer Akzeptanz ist jedenfalls nicht in Sicht und letztlich mit Blick auf Erneuerungserfordernisse auch nicht wünschenswert.

Als zu einer guten Philosophie zugehörig werden bereits Erstsemester einen systematischen sprachlichen Aufbau gelehrt. Wie steht es mit der sprachlichen Schönheit eines philosophischen Textes, seiner literarischen Bedeutung?

Christoph Kann: Zu den methodologischen Evidenzen in der Philosophie zählt nach wie vor, dass dasjenige, was man sagt, aufs engste damit verbunden ist, wie man es sagt. Zu dem Wie gehört in erster Linie ein systematischer sprachlicher Aufbau – eine Stringenz der Gedankenführung und Argumentation, die letztlich von einer Kohärenz der terminologischen Basis abhängt. Bereits hier kommen auch ästhetische Dimensionen ins Spiel. Während das frühneuzeitliche Ideal des *clare et distincte* eher methodologische als ästhetische Erfordernisse bezeichnet, zielt Hegels berichtigte Kritik an dem ‚Küchenlatein‘ der Scholastiker, das hinter idealisierte Sprachformen der Antike gravierend zurückfalle, auf das, was man als Gefälligkeit philosophischer Diktion bezeichnen kann. Die bildungsgeschichtlich essentiellen Triviums-Disziplinen verbinden mit den Erfordernissen von Grammatik und Logik solche der Rhetorik mit ihrem Motiv des kunstvollen Sprachgebrauchs (*ornate loqui*). Nicht umsonst durchziehen Peirces Ethik der Terminologie auch Elemente von Ästhetik. Dass die Schönheit eines

INTERVIEW

philosophischen Textes als literarisches Gebilde ein ernst zu nehmendes Qualitätsindiz ist, ergibt sich bereits aus der Verwandtschaft zwischen Philosophie und Poesie, die von Denkern wie Nietzsche und Whitehead vorausgesetzt wird.

Werner Stegmaier: Sprachliche und mit ihr verbunden auch systematische Disziplin ist, keine Frage, unabdingbar für Studierende der Philosophie. Man muss oft gerade die Begabten aus einem teils lässigen, teils begeisterten „Herumphilosophieren“ herausholen, mit dem sie an die Universität kommen. „Sprachliche Schönheit“ und „literarische Bedeutung“ der Texte sind meist späte Früchte des Philosophierens. Sie liegen nach meinem Dafürhalten vor allem in ihrer Prägnanz, ihrer aussagekräftigen Dichte. Kant hat in der Einleitung zu seiner Logik-Vorlesung vom „Genie“ des „Verkürzens“ gesprochen, das „neue Methoden und Prinzipien“ erfindet, um die anschwellende „Menge der Bücher entbehrlich zu machen“. Nietzsche, sicher ein Sprachkünstler ersten Ranges in der Philosophie, hat als sein Stilideal ein „Minimum in Umfang und Zahl der Zeichen“ beschrieben, mit dem ein „Maximum in der Energie der Zeichen“ erzielt wird, so dass „jedes Wort als Klang, als Ort, als Begriff, nach rechts und links und über das Ganze hin seine Kraft ausströmt“; er habe es vom römischen Dichter Horaz gelernt. Um „literarische Bedeutung“ ging es ihm und anderen dabei weniger als darum, in der sprachlichen Form zu zeigen, worüber man anders nicht reden kann.

Ein wirkungsmächtiges Projekt hat versucht, Philosophie auf Sprachanalyse zu reduzieren. Dieses Projekt gilt für viele als gescheitert. Warum?

Werner Stegmaier: Das Philosophieren auf irgendetwas zu reduzieren, scheitert wohl immer, ist jedenfalls bisher immer gescheitert. Auf Husserls strenge Reduktionen folgte Heidegger, der mit seiner sehr weit gefassten Phänomenologie Husserl bald weit überstrahlte. Aus der strengen Schulung durch die logische Analyse der Sprache über Generationen von Student*innen und Professor*innen hinweg,

wie wir sie jetzt erleben, kann wieder etwas ganz anderes hervorgehen, das wir uns jetzt noch nicht ausmalen können, vielleicht in einem engeren Verbund mit den mathematischen Wissenschaften, als es der jetzt so genannten hermeneutischen Tradition der Philosophie gelang. Die neuen Medien der digitalen Welt dürften dabei eine ausschlaggebende Rolle spielen. Vielleicht wird es philosophische Texte in den Formaten, wie wir sie bisher kennen und pflegen, bald kaum mehr geben.

Christoph Kann: Kritiker verweisen auf einen Verlust des Weltbezugs zugunsten eines verstärkten Sprachbezugs. Protagonisten des Projektes würden aber anstatt von einer Reduktion auf Sprachanalyse eher von einem perspektivischen Zugewinn oder aber von einer Verschiebung sprechen wollen. Zum Beispiel wäre die Geschichte des Universalienstreits dann von einer Verschiebung weg von der Frage „Gibt es allgemeine Entitäten?“ hin zu der Frage „Worauf referieren Allgemeinbegriffe?“ geprägt. Im Sinne der Kritik ist zu monieren, dass die sprachanalytische Philosophie nur unzulänglich auf die eigenen sprachlichen Mittel eingegangen ist – eine eigentliche Fachsprachenforschung ist aus der analytischen Philosophie lediglich in Ansätzen hervorgegangen. Von einem Scheitern des sprachanalytischen Ansatzes kann aber schon aufgrund seiner unstrittigen Wirkmächtigkeit keine Rede sein. Eher trifft die analytische Philosophie der Vorwurf, dass ihr Selbstverständnis mittlerweile zu einer unspezifischen Qualitätsbehauptung tendiert, wonach allein die Sprachanalyse als methodisch reflektierte, wissenschaftliche Form von Philosophie gelten könne. Sowohl Befürworter als auch Kritiker des Projektes übersehen oder vernachlässigen gerne die natürlichen Affinitäten, die zwischen analytischer, hermeneutischer und begriffsgeschichtlicher Methode bestehen und fruchtbar zu machen wären.

Vielfach unterschätzt oder gar bekämpft wurden Metaphern in der Philosophie. Wie sehen Sie deren Bedeutung in der Philosophiegeschichte?

INTERVIEW

Werner Stegmaier: Dazu habe ich oben schon das mir Wichtigste gesagt. Es gab lange Bemühungen, dem *Historischen Wörterbuch der Philosophie*, das sich auf Begriffsgeschichte konzentriert, ein historisches Wörterbuch der philosophischen Metaphern zur Seite zu stellen. Hans Blumenberg wollte sie schon in das Projekt Joachim Ritters einbringen, drang damit aber nicht durch. Absolute Metaphern wie Orientierung, Stand- und Gesichtspunkt, Horizont, Perspektive haben dennoch Eingang in das *Historische Wörterbuch der Philosophie* gefunden.

Christoph Kann: Die Frage des Pro und Contra von Metaphern in der Philosophie ist fast so alt wie die Philosophie selbst. Platons Texte sind besonders reich an Metaphern, während bereits Aristoteles eine deutlich technischere Diktion entwickelt. Die Philosophiegeschichte bewegt sich zwischen reichhaltigem Rückgriff auf und programmatischer Vermeidung von Metaphern. Dem Philosophieren unter Rekurs auf poetische Ausdrucksmittel u. a. bei Nietzsche stehen Visionen einer puristischen Idealsprache gegenüber, und das nicht erst im Zuge der analytischen Philosophie des 20./21. Jahrhunderts. Folgt man der Auffassung, Sprache sei allgemein und unhintergebar durchtränkt von Metaphorik, dann wird man kaum eine metaphorfreie Sprache der Philosophie fordern. Für Metaphorik in der Philosophie spricht, dass bildliche Rede unserem Bedürfnis nach Anschaulichkeit entgegenkommt. Oft haben prominente Metaphern wie Platons ‚Hebammenkunst‘ für ergiebige philosophische Debatten gesorgt, die mitunter, etwa bzgl. der Anamneselehre, in Diskussionen mündeten, ob es sich überhaupt um Metaphorik handelt oder nicht. Die Omnipräsenz der zahlreichen mechanistischen und architektonischen, optischen und gustischen sowie vieler anderer Metaphern wird uns kaum noch bewusst. Wenn Wittgenstein erklärt, die philosophischen Probleme entstehen, wenn die Sprache ‚feiert‘, nutzt er selbst eine Metapher, um auf die Philosophie hinsichtlich ihrer Ausdrucksmittel und ihres Problembestandes insgesamt zu reflektieren. Die Bedeutung der Metaphern in der Philosophiegeschichte ist also weitrei-

chend, ihre Vermeidung unrealistisch und wenig wünschenswert. Doch besteht das Risiko eines fragwürdigen Metaphernüberschusses, der die fachlichen und argumentativen Konturen verschwimmen lassen kann. Die Pros und Contras des Metapherngebrauchs, die sich mit der Frage nach ästhetischen Qualitäten philosophischer Texte berühren, stehen sich nach wie vor in produktiver Spannung gegenüber.

Dass Philosophie eine Form von Wissenschaft ist, wurde seit jeher betont. Doch auch die Sprache der Wissenschaft hat sich geändert. Was bedeutet die gegenwärtige universitäre Wissenschaftssprache, der sich die Philosophie an der Universität anzupassen hat, für die Philosophie selber?

Christoph Kann: Während die Philosophie lange als Grundlagenwissenschaft galt, aus der sich immer wieder Teilbereiche lösten und als Einzeldisziplinen etablierten, tendiert inzwischen die Philosophie dazu, einzelwissenschaftlichen Entwicklungen hinterherzulaufen und sich ihnen geradezu anzubiedern. Davon kann die Sprache der Philosophie nicht unbeeinflusst bleiben. Die generalisierende Rede von der universitären Wissenschaftssprache überdeckt leicht die allseits sichtbaren Spezialisierungstendenzen. Der zunehmenden Komplexität, manchmal Esoterik, einzelner Wissenschaftsjargons steht die Tendenz einer Popularisierung von Wissenschaftssprache gegenüber. Bei klassischen Popularisierungsdebatten, wie sie u. a. im Umfeld des Deutschen Idealismus aufkamen, ging es wesentlich um Fragen der Verständlichkeit von Fachsprache. Heute verbindet sich die Frage der Verständlichkeit stärker mit Fragen der Suggestivkraft und Werbewirksamkeit der Selbstdarstellung von Wissenschaft u. a. unter den Vorzeichen ihrer Ökonomisierung. Rückbindungen an die Anschaulichkeit, Strategien von Visualisierung im Dienst von Wissenschaftskommunikation, überlagern tendenziell die Frage danach, was der eigentlich adäquate Ausdruck für eine Sache oder einen Sachverhalt sein mag. Dem Sog eines Antagonismus von Esoterik und Popularisierung kann sich, zum Nachteil der Mechanismen effektiver Wissenschaftskom-

INTERVIEW

munikation, auch die Philosophie nicht entziehen.

Werner Stegmaier: Der alte Konflikt, wie weit Philosophie Wissenschaft nach dem Maßstab der Mathematik und der mathematischen Naturwissenschaften sein kann und soll, teilt jetzt sichtlich die Philosophie an den Universitäten selbst. „Analytische Philosophie“ und „Hermeneutische Philosophie“ nehmen einander oft kaum mehr wahr – gegläckte Ausnahmen gibt es immer. Nach außen ist eine Art Arbeitsteilung entstanden: die Analytische Philosophie wirkt stärker in die „Kognitionswissenschaften“ hinein, die Hermeneutische wird eher in den „Kulturwissenschaften“ wahrgenommen; die neue Grenze scheint zwischen den Begriffen „Kognition“ und „Kultur“ zu verlaufen und spaltet die Philosophie zusehends. Das verstärkt sich dadurch, dass jetzt vieles, auch die Ausrichtung der Lehrstühle, von den Möglichkeiten der Drittmittelinwerbung abhängt, bei der oft enge Kooperationen mit ebenfalls drittmittelstarken Wissenschaften ausschlaggebend sind. Die auseinanderdriftenden Seiten finden dann oft auf rettenden Inseln spezifischer Ethiken zusammen.

Deutlich schwerer haben es jetzt Philosoph*innen, wie wir sie aus der Geschichte kennen, die gewöhnlich als Solitäre auftraten und sich nicht gerne in übergreifende Projekte und gemeinverbindliche Sprachen einbinden ließen. Natürlich gab es auch das schon, etwa beim Großprojekt von D’Alemberts & Diderots *Encyclopédie*: Aber Diderot musste und konnte einem Mitstreiter wie Voltaire noch weite Spielräume lassen. Mit der Spezialisierung der Philosophie wächst auch ihre Terminologisierung und Rubrizierung nach -ismen. Das mag nicht immer in ihrem Interesse sein. Aber wie gesagt, die (westliche) Philosophie war bisher immer auch für Überraschungen gut.

Wenn Sie auf die letzten fünfzig Jahre Philosophie zurückblicken, was hat sich da hinsichtlich ihrer Sprache verändert?

Werner Stegmaier: Mir scheint vor allem das Pathos im Philosophieren zurückgegangen zu sein, wie ich es noch in meinem Studium (vor über 50 Jahren) erlebte, das Schwelgen in erhabenen Begriffen, die sich nicht in Realitäten ausweisen lassen. Über das Heideggerisieren kam dann die *Ordinary Language Philosophy* wie eine kalte Dusche. Jetzt erlebe ich ein angestrenktes Bemühen um Beweisbarkeit zuweilen um der Beweisbarkeit willen. Teams wird jetzt alles, Einzelnen kaum noch etwas zugetraut; Einordnung, auch in Terminologien, ist Pflicht. Ich sage das ohne Trauer. Andere werden entscheiden, was philosophisch daraus wird.

Christoph Kann: In verschiedenen Teilbereichen, Schulen und Strömungen der Philosophie hat sich ihre Fachsprache unterschiedlich entwickelt. Als durchgängiges Moment ist zu registrieren, dass auch die Philosophie der für alle Wissenschaften charakteristischen Tendenz zur Spezialisierung unterliegt, was sich in ihrer Fachsprache niederschlägt. Separate Sprachspiele im Binnenbereich einzelner Segmente der Philosophie erweisen sich oft genug kaum noch durchlässig für Nutzer benachbarter Sprachspiele. Diverse Teilbereiche der Philosophie sind im Zuge der Orientierung an den Naturwissenschaften durch eine entsprechende Verschiebung des technischen Vokabulars geprägt, verbunden mit zunehmender Anglizifizierung. Die Frage, ob wir damit der Sprache, die die Philosophie braucht, näherkommen, ist kaum einvernehmlich zu beantworten. Der vielfach erhobene Anspruch eines rein systematischen, sich von philosophiegeschichtlichen Voraussetzungen programmatisch abkoppelnden Philosophierens geht einher mit einer Distanzierung von historisch gewachsenen Vokabularen. Solche Effekte addieren sich zu der problematischen Tendenz einer Entfremdung gegenüber der tradierten Sprache der Philosophie, der allerdings die Tendenz und Chance einer produktiven Verschlinkung und einer Erneuerung gegenübersteht, wie sie Werner Stegmaiers Würdigung einer offenen Zukunft von Form und Sprache der Philosophie ausdrücklich vorsieht.

INTERVIEW

UNSERE AUTOREN:

Christoph Kann ist Professor für Philosophie an der Universität Düsseldorf. **Werner Stegmaier** ist emeritierter Professor für Philosophie an der Universität Greifswald.

Bücher der Autoren zum Thema

Kann, Christoph: Die Sprache der Philosophen. 598 S., Ln., € 49.—, 2020, Alber, Freiburg.

Christoph Kann geht der Frage nach, was für die Sprache der Philosophie konstitutiv ist. In einem ersten Teil geht es um die Struktur und Genese dieser Sprache, im zweiten Teil wird exemplarisch untersucht, was zentrale Begriffe sind, was sie bedeuten, wie sie entstanden sind und welchen Fluktuationen sie unterliegen. Ein dritter Teil untersucht in skizzenhaften Rückblicken auf die Philosophiegeschichte, wie bedeutende Denker die ihnen zur Verfügung stehende philosophische Sprache benutzt haben.

Stegmaier, Werner: Formen philosophischer Schriften. 288 S., kt., € 16.90, 2021, Junius, Hamburg.

Werner Stegmaier ist aufgefallen, dass innovative Philosophien oft in neuen literarischen Formen vorgetragen wurden. Das brachte ihn dazu, die Inhalte der Schriften aus ihren Formen neu zu verstehen. In diesem Buch bringt er einen Überblick über solche Neuerungen der Form und bringt diese mit dem Inhalt des jeweiligen Textes in Verbindung.

LESERBRIEF

Zu Daniel Minkin: "Über die Schwierigkeit der Philosophie mit den Verschwörungstheorien", Heft 2/2022

Der Bericht hat einen sehr ungeschickten Start, auf den allerlei Interessantes folgt, das aber das Problem nicht klärt. Die Definition lautet "Eine Verschwörungstheorie ist eine Theorie oder Erklärung, die annimmt, dass mindestens zwei Personen im Geheimen und zu Ungunsten Dritter Handlungen planen und/oder ausführen." Diese Definition ist viel

zu weit, denn sie gilt auch einen kriminalistischen Anfangsverdacht oder für eine soziologische Arbeitshypothese. Zum Beispiel: Warum verprügeln A und B den C auf dem Schulhof? Weil C aus dem Land X stammt. Das ist keine Verschwörungstheorie. Außerdem, "Verschwörungstheorie" ist eine Außenbezeichnung, die von den Autoren und Anhängern selbst nicht verwendet wird. Der italienische Begriff dafür, *complotismo*, zeigt an, dass es sich nicht um eine Theorie, sondern um eine Aktion und Haltung handelt.

Zu Verschwörungstheorien, wie sie derzeit grassieren und diskutiert werden, gehört:

1. Prinzipiell nennbare Individuen verbreiten Thesen, die von prinzipiell unbestimmt vielen Personen, dem intendierten Publikum, akzeptiert werden.
2. Die Verschwörungstheorie ist, prinzipiell, offensichtlich und nachweislich falsch, wird aber vom intendierten Publikum geglaubt.
3. Die Verschwörungstheorie verfolgt einen nennbaren Zweck beim intendierten Publikum (z. B. Untergrabung der Autorität).
4. Verschwörungstheorien zeigen Krisen an.
5. Verschwörungstheorien sind Schuldzuweisungen.

Daraus folgen klare epistemologische und soziologische Fragen, etwa: Wie muss eine solche These formuliert sein, damit sie massenhaft geglaubt werden kann? Wie muss ein Verschwörungstheoretiker denken, um solch eine Theorie populär zu machen? Wie sehen Probleme aus, auf die man mit derartigen Pseudo-Theorien reagiert? Was geht in den Köpfen des intendierten Publikums vor? Kognitive Schwächen sind offenbar nicht die Grundlage. Wie rekrutieren sich die Theoretiker? Welche soziologische und politische Situation macht Verschwörungstheorien populär? Wenn Verschwörungstheorien Schuldzuweisungen sind, was bedeutet es, nach einem Schuldigen zu suchen? Schließlich, welches sind die Mittel solche Theorien unwirksam zu machen – Logik, Repression, Abwarten, oder was? Einige dieser Fragen sind im Bericht angesprochen worden, folgen aber nicht aus dem Ansatz.

Paul Richard Blum